

Dieser große Gedanke der gesellschaftlichen Einheit, welche der Welt durch die Römer gegeben ward, blüht auch schon aus einigen Versen des letzten heidnischen Schriftstellers in Gallien hervor: „Als Du die besiegten Völker zur Theilnahme an Deinen Rechten beriefest, machtest Du aus der früheren Welt eine Stadt.“

Cumque offers victis populis consortia juris,
Urbem fecisti quod prius orbis erat.

Rutilius' leidenschaftliche Anhänglichkeit an Rom verleitet ihn zu seltsamen Uebertreibungen und Anachronismen. Er redet es also an: „O Göttin! jeder Winkel der Römischen Welt feiert Dich; Dein friedliches Joch ruht auf freien Häuptern.“ Man gab es aber im Vten Jahrhundert sehr viele Winkel der Welt, wo man Rom sehr wenig ehrte; das friedliche, auf freien Häuptern ruhende Joch ist ein seltsamer Ausdruck für eine Zeit des Krieges und der Dienstbarkeit. Nirgends herrschte Friede und Freiheit, und das Joch sollte bald zertrümmert werden.

Rom's materieller Glanz, die große Zahl seiner Denkmäler, seine Wasserleitungen, seine Springbrunnen, die Pracht der Gebäude begeistern Rutilius zu dieser hochtönenden Beschreibung: „Deine Tempel verblenden das Auge, man wähnt die Wohnungen der Götter zu erblicken; was soll ich von den Strömen sagen, die am lustigen Gewölbe in einer Höhe schweben, bis zu welcher Iris kaum ihren feuchten Bogen spannen würde... Die Flüsse, deren Du Dich bemächtigt, sind in Deine Mauern eingeschlossen, Deine hohen Wasserbecken umfassen ganze Seen. Gewässer rauschen durch Deine Wohnungen, und aus Deinem Schoße sprudeln murmelnde Quellen hervor... Unter Deinem kostbaren Tafelwerk stehen immergrüne Wälder, in denen zahme Vögel ihren Gesang ertönen lassen.“

So sprach Rutilius in einer Zeit, wo Alarich schon erschienen war und Geneserich bald kommen sollte. Dann richtet er einen prophetischen Zuruf an das personifizierte Rom und verspricht ihm eine ruhmvolle Wiederauferstehung und eine ewige Macht: „Nichte Dein mit Lorbeern gekröntes Haupt empor; verbirg das Alter Deines heiligen Scheitels unter jugendlichem Haarschmuck; es mögen Deine goldenen Kronen auf den Zinnen Deiner Thürme glänzen; Dein goldenes Schild strahle in ewigem Licht, und die Rache vertilge die Schmach Deines Unglücks!“

Der Dichter erinnert an Brennus, Pyrrhus, Hannibal, die Alle nach kurzem Triumphe besiegt wurden; er vergleicht Roms Schicksal mit einer Jackel, die, zur Erde geneigt, in desto hellerem Glanze wieder aufleuchtet; er verspricht ihm Unvergänglichkeit: „Sei unbekümmert! Verruchte Völkerschaften werden dir als Opfer fallen! Zitternd werden die Gothen ihr treuloses Haupt unter dein Joch beugen!“ So groß war die Verblendung dieses hinter seiner Zeit zurückgebliebenen Geistes, dieses Unbeweglichen, dieses Lustspringers der Römischen Größe; er machte sich auch nicht die mindeste Sorge über Roms Ewigkeit am Vorabend des Tages, der Rom den Untergang bringen sollte! Er klammerte sich an das Heidenthum, und das Heidenthum stürzte ins Nichts.

Was wird sich nicht wundern, daß derselbe Mann ungerecht gegen das Christenthum ist, daß er das einzig Ernste leichtsinnig behandelt und mit Verachtung von dem spricht, was allein unter so viel Trümmern stehen bleiben sollte. Die Stimme, welche die Vergangenheit durch Hymnen feierte, konnte gegen die Zukunft nur Epigramme schleudern. Aber durch Hymnen werden die Todten nicht auferweckt, und durch Epigramme nicht geküßelt, was leben soll. Rutilius hat es eben so auf die Juden gemünzt wie auf die Christen. Juden und Christen würden in dem Haß der heidnischen Welt oft mit einander vermischt. Der Ex-Präfect von Rom geht ganz politisch zu Werke; er bezeichnet anfangs die Christen nicht geradezu, sondern beginnt mit den Juden; aber mehrere Geißelworte, die er gegen die Letzteren abschießt, passen eben so wohl auf die Ersteren; und bald kann er sich auch nicht mehr halten, sondern greift die Christen unter ihrem wahren Namen an. Seine Epigramme gegen die Juden werden ihm durch einen Mann dieses Volks eingegeben, den er auf seinem Wege antrifft, einen Pächter der Fischerei auf einem dem Kaiser gehörenden See, denn schon damals, wie später im Mittelalter, übten die Juden das Händler-Gewerbe aus. Dieser Mann schilt mit Judäischer Heftigkeit auf Rutilius und dessen Freunde, daß sie die Gebüsche am Ufer seines Sees zertrümpft hätten, und bereite ihnen auch den Trunk Wasser, den sie daraus geschöpft. Ueber dies sitzige Benehmen enträset, läßt Rutilius seinen Zorn an ihm und seinem Stamme aus, den er die Wurzel der Thorheit, radix stultitiae, nennt, eine Schmähung, die in dem Sinne des Autors wohl über die Juden hinweg auch die Christen treffen soll. Rutilius spottet über den Sabbath der Juden, als einen der Trägheit gewidmeten Tag, an dem sie das Ausruhen ihres von der Schöpfung der Welt ermüdeten Gottes feierten. „Hätte doch der Himmel gewollt“, so ruft er aus, „daß Judäa niemals den Waffen des Pompejus und Titus erlegen wäre, denn die besiegte Nation bedrückt ihre Sieger.“ Diese Verwünschung der besiegten Nation, die ihre Sieger bedrückt, scheint im Munde des unverbesserlichen Heiden nicht sowohl eine Klage gegen die Juden zu seyn, als gegen das Christenthum, welches das Reich beherrschte.

Es kommen auch offenere Angriffe gegen die Christen in des Rutilius Itinerarium vor: Witzereien, deren Gegenstand die Mönche sind. Findet man doch selbst bei den Kirchenschriftstellern derselben Zeit Scherze dieser Art; um so weniger mochten die erklärten Feinde des Christenthums sich ihrer enthalten, besonders die Rhetoren und Sophisten. Libanius vergleicht die Ägypter der

schwarzrückigen Mönche mit der Gefräßigkeit der Elephanten, eine Vergleichung, die Gibbon zu Gunsten der Elephanten zurückweist; Eunapius stellt sie mit den Ferkeln zusammen, Jostinus wirft ihnen vor, daß sie zu nichts in der menschlichen Gesellschaft taugten. Rutilius endlich schleudert seine Sarkasmen gegen die, welche er auf den kleinen Inseln des Tyrhenischen Meeres, auf Gorgone und Capri, antrifft. Von der ersteren sagt er: „Diese Insel ist von einem Menschenschlage verpestet, der das Licht nicht, und den man mit einem Griechischen Wort Mönche benannt hat.“ Voller Entrüstung erzählt er, daß ein junger reicher Bürger seine glänzende Häuslichkeit, seine Gattin und Familie verlassen habe, um, der Leichtgläubige, mit jenen Menschen sich in Höhlen zu verbannen. Rutilius war zu sehr von seinen heidnischen Vorurtheilen eingenommen, um zu begreifen, daß es Gefühle giebt, die im Stande sind, zur Flucht aus der Gesellschaft und zur Hingebung an ein einsames, beschauliches Leben zu bewegen. Wenn der Gallische Schriftsteller über die Unsauberkeit der Mönche und über ihre strengen Andachtsübungen spottet, die er für unnütz hält, dann gleichen seine Witzereien vollkommen denen unseres Voltaire, welchen sie um zehn Jahrhunderte voraneilten.

So war Rutilius, ein vollkommenes Bild jenes Theils der Römischen Gesellschaft, der, die Blicke auf die Vergangenheit gerichtet, weder die Gegenwart noch die Zukunft begriff.

Charlotte Corday.

(Aus der „Geschichte der Revolution“, vom Vicomte von Coigny.)

Als das schmachvollste Joch auf Frankreich lastete, da tödtete ein Weib, begeistert durch eine heldenmüthige Aufwallung, das Ungeheuer, welches unaufhörlich wiederholte: „Wir müssen zweihunderttausend Köpfe abschlagen!“ Am 11. Juli 1793 verbreitete sich plötzlich das Gerücht, Marat habe den Todesstoß empfangen.

Ein Weib, Marie Anne Charlotte von Corday d'Armands, hatte seinen Lebensfaden zerschnitten! Sie zählte kaum 23 Jahre; ihre Züge strahlten die Hoheit ihrer Seele zurück; sie war schön, aber einfach, und ihre Unschuld verschönernte sie nur noch mehr; sie kannte die Liebe nicht; diese stolze, kräftige Seele trug vielleicht Scheu vor einem Gefühl, das, weil es alle Empfindungen des Herzens steigert, den Frauen schon so viel Unglück bereitet; nie strebte sie nach den vergänglichen Huldigungen der großen Welt, noch beherrschte sie der eitle Wunsch, zu gefallen. Mit einer glühenden Seele begabt, empfand Charlotte Corday den Einfluß der neuen Ideen; auch sie träumte von Freiheit. Wie ein Zauber stand die Revolution vor ihrer jungen Einbildungskraft; den großen Erinnerungen, welche aus der Geschichte der alten Republiken bis auf uns herabkamen, weichte die Jungfrau ihre Verehrung; in den Träumen ihrer Nächte stand sie an den Gräbern des Fabricius, der Virginia, des Cato. Begeisterung für das Vaterland war die einzige Leidenschaft ihrer Seele. Die Bedingungen der von ihr angebeteten Freiheit waren der jungen Heldin nicht klar geworden, und ihre feurige Einbildungskraft verirrete sich. Mit Abscheu sieht sie den Namen der Freiheit durch feige Tyrannen entwürdigt; sie beschließt, den verworfensten, den widdesten von allen zu opfern: sie will Marat tödten; den Dolch auf Marat zückend, glaubt sie die ganze auf Frankreich lastende Tyrannei mit diesem einzigen Stöße zu stürzen.

Diesem Gedanken ganz hingegeben, faßt Charlotte von Corday den Entschluß, sich in den Saal des Konvents zu begeben, auf der Bank, wo Marat sitzt, Platz zu nehmen und ihn mitten unter seinen Gefährten, auf dem Gipfel des Berges, niederzustößen; aber die den Eingang der Höhle bewachenden Posten weisen das junge Mädchen zurück; sie fragt nach Marat's Wohnung; man führt sie hin, aber sie kann nicht bis zum Lager des Tigers dringen; das immer misrauische Verbrechen hat Verdacht geschöpft; Charlotte Corday versucht es, Marat zu betrogen, und schreibt ihm folgendes Billet:

„Bürger, ich lange so eben aus Caen an; Ihre Vaterlands-Liebe macht mich glauben, daß es Ihnen lieb seyn wird, die unglücklichen Begebenheiten kennen zu lernen, welche in diesem Theile der Republik stattfanden. Gegen Eins werde ich mich Ihnen vorstellen; lassen Sie mich günstig vor, und gewähren Sie mir eine kurze Unterredung. Ich werde Sie in den Stand setzen, Frankreich einen großen Dienst zu erweisen.“

Den nächsten Tag begiebt sich Charlotte von Corday abermals zu Marat; eine Frau, welche das Ungeheuer seine Freundin nennt, verwehrt ihr den Eintritt; Marat hat sie aber gehört und befiehlt, sie einzulassen; Marat befand sich im Bade; sein scheußlicher Körper war von einem Ausfuss heimgesucht, der ihn ganz mit ekelhaften Wunden bedeckte; seit längerer Zeit ging er der Auflösung entgegen, und die Würmer hatten schon die Hälfte ihrer Beute verzehrt. Marat fragte Charlotte von Corday nach dem Namen der nach Caen geflüchteten Verschwörer: „Bald“, sprach er, „sollen sie ihre Strafe empfangen.“ — „Empfange Du die Deinige“, ruft Charlotte, und mit sicherer Hand stößt sie ihren Dolch in Marat's Herz. „Ich sterbe!“ schrie das Ungeheuer. Frauen stürzen herbei und schmähden die Heldin; sie bleibt ruhig stehen und blickt mitleidig auf diese Clenden herab.

Charlotte Corday wird mit Ketten belastet; Wüthende verlangen mit großem Geschrei ihren Kopf; sie bleibt unbewegt, ein Gemisch von Stolz und Heiterkeit drückt auf ihrem Anlitze ihre Seelenstärke aus; man verhört sie, und hier zeigt sich ihr Heldenthum in seiner ganzen Kraft.

„Alle diese Umstände sind unnütz“, rief Charlotte aus; „ich